

ULRIKE ZEUCH

## Krise der Repräsentation oder: Welche Wirklichkeit soll Literatur darstellen?

Literatur ist ein Mittel des Lebens, seit Menschen einander Erfahrungen, Gedanken, Gefühle, ihr Verständnis von sich in der Welt mitteilen, seit Menschen diese deuten und andere Möglichkeiten der Erfahrung durchspielen. Literatur stellt ein bestimmtes Bedürfnis des Menschen: sich selbst auf vermittelte Weise zu begegnen und als Mensch zum Gegenstand der Reflexion zu werden. Auf die Frage, was Literatur im Zeitalter nach der Moderne (noch) bedeuten kann, gibt der Schweizer Lyriker Armin Senser folgende Antwort:

Es mag viele Gründe dafür geben, warum es dazu kommt, dass wir den Wunsch haben, Wirklichkeiten zu kreieren, die von uns gemacht werden, im Gegensatz zur Realität, in der wir leben, schlafen, lieben und sterben. Es scheint jedoch, dass Furcht, Freude oder das Erstaunen darauf hinweisen, dass diese Gründe alle zutiefst in der Menschlichkeit stecken. Im Bewusstsein der eigenen Unzulänglichkeit und der Unvollkommenheit der Realität. Wenn die Literatur deshalb eine Art von Widerstand gegen die Tatsache ist, wenn sie ein Versuch ist, die eigene Bedingtheit, unser beschränktes Wissen, den Tod, das Unwichtige, das Profane und das Böse nicht einfach hinzunehmen, dann macht sie das weder politisch, ideologisch oder gar moralisch, sondern einfach human. Das bedeutet aber nicht, dass die Schaffung alternativer Wirklichkeiten das Böse oder das Leiden ausschließen müsste. Literatur ist keine Bastion gegen die Realität im Sinne eines Rückzugs nach Arkadien oder in eine irgendwo lokalisierte Idylle, sondern vielmehr ein bestimmtes Bewusstsein der Wirklichkeit selbst. (Senser 2003, 203)

Auch für die Zukunft wird, so Senser, an die Literatur die Erwartung gestellt, ein menschliches Bedürfnis zu stillen: nicht eine alternative, andere Wirklichkeit oder eine Alternative zur Wirklichkeit zu schaffen, sondern eine reinere Wirklichkeit, der eine Unterscheidung des Wichtigen, Dazugehörigen und damit eine Unterscheidung dessen, was zum Gegenstand der Literatur gehört, vom Unwichtigen, vom Nichtdazugehörigen, vorausgeht. Und zu dem Nichtdazugehörigen zählt Armin Senser das Zufällige, die Geschichte, das Faktische, tatsächlich Geschehene: »Lehrt die Kunst den Menschen wie Kunst zu werden, dann kann sie das nur, wenn sie vom Leben aus betrachtet, das heißt vom Zeitlichen, etwas Überzeitliches, gleichsam ein Abbild der Ewigkeit ist.« (Senser 2003, 198)

Sensers Position ist insofern bemerkenswert, als er trotz all' der Abschiede von Metaphysik und Transzendenz in den letzten Jahrhunderten, trotz all' der forcierten Diesseitigkeit, Immanenz und Kontingenz, die sich seit dem 19. Jahrhundert, spätestens seit Nietzsche und dem Nihilismus durchsetzt, an einen Gegenstand der Literatur festhält, der bleibt, der nicht der historischen Relativierung unterliegt, ja mehr noch: der Abbild der Ewigkeit ist.

Mag man Sensers Position auch nicht teilen, und das werden gewiss alle diejenigen tun, welche die Geschichtlichkeit für ein unhintergebares Faktum halten und aus diesem Grund leugnen, dass die Literatur einen Gegenstand habe, zeigt sie doch, dass es möglich ist, quer zum Zeitgeist, quer zum *main stream* zu denken. So möchte ich angesichts der Tatsache, dass es möglich ist, in diesem Sinne quer zu denken, in folgendem Beitrag der Frage nachgehen, ob, und wenn ja, worin die sachliche Berech-

tigung und Plausibilität der Annahme liegen könnte, dass die Literatur einen Gegenstand hat. Eine Erfahrungstatsache jedenfalls ist, dass bis jetzt noch kein physisches oder psychisches Autodafé es fertig gebracht hat, das Bedürfnis des Menschen zu erzählen, durch Abschreckung stillzustellen. Ja, angesichts der Gefahr des Verlustes scheint die Bedeutung der Literatur noch größer zu werden. Und doch ist, was eine anthropologische Konstante zu sein scheint, seit der Krise der Moderne, seit der Kritik an der Zivilisation grundlegend in Frage gestellt.

Denn von der Krise der Moderne und der Kritik an der Zivilisation ist eben dasjenige betroffen, was bis dahin fraglos Gegenstand der Literatur war: der Mensch in seinem Handeln. Die Moderne bezweifelt, dass der Mensch ein autonomes Subjekt ist, er die Freiheit hat, alternative Handlungsmöglichkeiten zu erproben, dass er seine Vergangenheit reflexiv in den Blick nehmen kann, über nicht kontingente Kriterien der Beurteilung von Deutungen verfügt, und schließlich, dass seine Mitteilung überhaupt verstanden werden kann. Die Kritik an der Zivilisation wendet sich vor allem gegen ein Bild des Menschen, das ihn in ethischer Verantwortung für sein Handeln sieht und in ihm entwicklungsfähiges Potential erkennt. Die Zäsur, die durch die Kritiker der Zivilisation diagnostiziert wird, gilt als unhintergebar. Niemand sei gegen sie resistent, auch nicht die Literatur. Die Bindung an die kapriziöse Situation der Gegenwart sei unaufhebbar; es gebe keine Neugeburt, keinen unschuldigen Neubeginn, keine Neugestaltung, die unbelastet sei durch Vergangenheit. Und die Vergangenheit, das sei ein Ensemble disparater Bestimmungsversuche, die über ihren experimentellen Status nicht hinauskämen.<sup>1</sup>

So konstatiert Dorothea Dieckmann angesichts des Versprechens der Literatur, »Sinn – wenn nicht im Erleben, so doch im Erzählen« zu stiften und »persönliche Gewissheit und gesellschaftliche Wirkung, Selbst- und Weltbeherrschung [zu] versöhnen«:

Diesem Wunschenken widerspricht die Erkenntnis ebenso wie die unmittelbare Erfahrung, dass wir uns in dieser Welt nicht zurechtfinden, sondern innerem Chaos und äußeren Disziplinierungen ausgesetzt sind; dass wir kein Ganzes, sondern Fragmente und Palimpseste wahrnehmen; dass wir unsern Sinnen und unserm Verstand nicht trauen können; dass unsere Begriffe vorläufig und fragwürdig sind; dass wir uns selbst nicht kennen [...]. (Dieckmann 2005, 45)

Und für Imre Kertész ist gerade die Erfahrung als Ausgangspunkt des Schreibens, »insbesondere die existentielle Erfahrung, also die, auf die der Einzelne sein Leben gründet, suspekt geworden«:

---

1 Immerhin bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass in literaturtheoretischen Publikationen seit 2004 die ethische Dimension der Literatur wieder an Bedeutung gewinnt; vgl. Jahraus 2004, 361 ff.; Roche 2004, 205 ff. u. 238 ff. Vgl. dagegen Fluck 2005, 33 ff., der bestreitet, Literatur transportiere einen Sinn; wenn überhaupt, dann habe die Literatur eine ästhetische Funktion. Wenn Hans Ulrich Seeber (»Funktionen der Literatur im Prozess der Modernisierung«) in demselben Band *Funktionen von Literatur* davon spricht, dass Literatur sich nicht auf »kognitive Einsichten, Begriffe und moralische Normen reduzieren« (Seeber 2005, 95) lasse, betrifft das nicht die ethische Dimension der Literatur, die sich weder auf unmittelbare Handlungsanweisungen noch auf die Darstellung vorbildhaften Verhaltens im Sinne einer Norm reduzieren lässt. Und die Funktionen moderner Literatur, die Seeber herausstellt, nämlich den Prozess der Modernisierung komplex zu interpretieren, zu kritisieren, zu problematisieren und Möglichkeiten zu suchen, die Defizite der Moderne zu kompensieren (Seeber 2005, 81), sind ethischer Natur.

Der Wert des Individuums ist zweifelhaft geworden, und er ist nicht nur zu etwas Zweifelhaftem gemacht worden, auch das Individuum selbst zweifelt an dem einzigartigen Wert, der ihm durch Geburt zuteil geworden ist, nämlich dem, ein Individuum zu sein. (Kertész 2003, 91f.)

Ob die Literatur überhaupt einen Gegenstand habe bzw. heute überhaupt noch einen haben könne, ist mithin eine Frage, die wir heute, wenn nicht mit skeptischem Vorbehalt, so meistens mit klarem Nein zu beantworten geneigt sind. Neu wird diese Frage seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs gestellt, forciert durch die Erfahrung der Menschen verachtenden, Menschen vernichtenden wie die Erinnerung an gelebtes Leben auslöschende Herrschaft des Nationalsozialismus. Deshalb sei zu Beginn eigens auf dieses Problem eingegangen, wobei sich wichtige Aspekte bezüglich der Debatte zum Gegenstandsverlust der Literatur auch in einem allgemeineren Sinn ergeben.

Forciert wird die Frage durch die Erfahrung des Nationalsozialismus insofern, als der schon weit vor dem Zweiten Weltkrieg, auch schon weit vor dem 20. Jahrhundert in mehrfacher Hinsicht in Zweifel gezogene Subjekt-Begriff sich zu bestätigen schien:<sup>2</sup> die Täter als ich-lose Masse, in blindem Gehorsam für den Führer, die Opfer als wehrlose Lämmer, die zur Schlachtbank geführt werden, in Viehwagen gepfercht, zum Nicht-Menschen degradiert, reduziert in ihrer Individualität und Identität auf eine Nummer, auf bloße Materialität.<sup>3</sup> Zu bestätigen schien sich der Zweifel am Subjekt, das autonom erkennt und sich für ethisch relevante Handlungen entscheidet.

Zwar wurde dieser Zweifel an dem neuzeitlichen Subjekt-Begriff gerade mit Blick auf die Gräueltaten und das Unrecht des Nationalsozialismus im politischen und juristischen Kontext nach 1945 zurückgenommen. Sonst hätte man weder nach Zeugnissen ausgelöschter Existenz, vergessener und verdrängter Schuld<sup>4</sup> noch nach den für ihr Tun verantwortlichen Tätern gesucht, um sie als solche zur Rechenschaft zu ziehen und ihre Verbrechen zu ahnden. Sonst wäre der Versuch unterblieben, ihre psychische Verfassung und ihre Motivation zur Täterschaft zu verstehen und den Opfern ihre Namen, so weit möglich, zurückzugeben. Auch wäre ihre Geschichte, die Geschichte ihres Lebens vor dem Transport in die Arbeitslager und KZs, vor der Gefangennahme, vor der Ermordung, die Geschichte ihres Leidens, ihres Sterbens, auch die ihres Mutes und ihres Widerstandes, nicht erzählt worden (vgl. Schmitz 2003). Ohne diesen Antrieb wäre, wovon sie selbst schreibend vor ihrer Vernichtung noch Zeugnis ablegten, unbekannt geblieben oder in der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen worden.

In der Literaturtheorie aber ist der Zweifel nach wie vor wirksam und bestimmend für die Diskussion um den Gegenstand der Literatur in der Nachkriegszeit. Mit ›Gegenstand‹ ist in dieser Diskussion zum einen der ›Sinn‹ oder die ›Bedeutung‹ des literarischen Textes gemeint. Bezweifelt wird, dass Texte einen bestimmten Sinn (eine bestimmte Bedeutung, einen Inhalt, eine Botschaft) haben, der an ihnen ablesbar sei und

2 Zur Kritik eines apriorischen Ichs, eines rationalistischen cogito, aber auch des sensualistischen Materialismus als Möglichkeit objektiver Erkenntnis, der Welt- wie Selbsterfahrung zu Beginn des 19. Jahrhunderts vgl. nur die Kant-Herder-Kontroverse vor 1800.

3 Zur Systematik des Terrors der Nationalsozialisten, der das Individuum »auf die Wertlosigkeit eines potentiellen Kadavers« reduziert, vgl. Löwenthal 1988, 20.

4 Die dabei naheliegende und faktisch auch nachweisbare Asymmetrie zwischen privater Erinnerung Betroffener und kollektivem, durch soziale wie politische Faktoren bestimmtem Gedächtnis thematisiert Aleida Assmann (vgl. Assmann 2004).

als solcher verstanden werden könnte. Mit ›Gegenstand‹ ist zum anderen ›in der Vorstellung gegebene Wirklichkeit‹ gemeint. Bezweifelt wird, dass sich ein literarischer Text auf eine außersubjektive Wirklichkeit beziehe, die er im Medium der Literatur repräsentiere und als solche wiedergebe.

Dass die Literatur keinen Gegenstand in diesem doppelten Sinn von Bedeutung und Wirklichkeit habe, ist dabei nicht neu. Bereits die Ästhetik der so genannten klassischen Moderne<sup>5</sup> sieht ihre spezifische Leistung darin, den Bezug zur gegebenen Wirklichkeit aufzulösen, von Gegenständlichkeit zu abstrahieren. Sie dezentriert das Subjekt als Wirklichkeit wahrnehmende und diese Wahrnehmungen ordnende bzw. beurteilende Instanz. Sie überlässt dem Zufall, wie im Dadaismus, oder dem Unterbewusstsein, wie im Expressionismus, die Regie und depotenziert das Subjekt. Auch der Konstruktivismus hält Realität als etwas in der Vorstellung objektiv Gegebenes für naiv oder gar für politisch problematisch, weil für tendenziell affirmativ. Bestritten wird, dass Erkenntnis der Wirklichkeit unabhängig vom betrachtenden Subjekt möglich sei und Literatur eine bestimmte Bedeutung habe. Panfiktionalismus, Instabilität von Textbedeutungen, Reduktion des Textes zur semantischen Leerstelle sind nur einige Stichworte in diesem Zusammenhang.

Diesen Richtungen steht jedoch andererseits entgegen, dass es, ebenfalls seit Beginn des 20. Jahrhunderts, immer wieder Tendenzen gegeben hat, den Wirklichkeitsbezug zu rehabilitieren – ein Phänomen, das die Herausgeber des Sammelbandes *Die (k)alte Sachlichkeit* nicht ohne Erstaunen in ihrer Einleitung feststellen (Baßler/van der Knaap 2004, 7f.). Dem Neukantianismus antwortet die Phänomenologie, konstruktivistischen Tendenzen innerhalb der Postmoderne die ebenfalls in der Postmoderne neu entdeckte Leiblichkeit seit den 1980ern.

Im Zusammenhang mit diesem Zweifel ist das Verdikt von Theodor W. Adorno zu sehen, nach dem Holocaust noch ein Gedicht zu schreiben, sei barbarisch, nach Auschwitz sei es nicht mehr möglich, ein Gedicht zu schreiben.<sup>6</sup> An diese Stelle soll gewiss keine Fallstudie zu Adorno geschrieben werden; gleichwohl muss ich auf ihn etwas ausführlicher eingehen, da sein Verdikt für die Frage nach dem Gegenstand der Literatur in der Nachkriegszeit folgenreich war. Adorno bezieht die politisch für die Frage nach dem Verursacher des Zweiten Weltkriegs zentrale These der Einzigartigkeit des Holocausts auf die Literatur. Adorno will mit dem von Horkheimer und ihm in der *Dialektik der Aufklärung* ursprünglich dem jüdischen Monotheismus zugeschriebenen Tabu der Mimesis, das sie sowohl mit der Aufklärung als auch mit der Autonomie

5 »Als eines der Kennzeichen moderner Ästhetik gilt häufig, daß in ihr die Abbildlichkeit von Realität zurücktritt, die Signifikanten sich zunehmend von der fixen Bindung an Signifikate ablösen und im ›Spiel der Zeichen‹ (Derrida, de Man) autonom von allem Bedeuteten werden, daß sich Selbstreflexivität und Selbstreferentialität einstellen. Das wirft für eine Literatur, die sich so beschreiben ließe, mit Nachdruck die Frage auf, wie ›Welt‹ überhaupt noch in sie eingehen kann.« (Dunker 2003, 15)

6 »Noch das äußerste Bewußtsein vom Verhängnis droht zum Geschwätz zu entarten. Kulturkritik findet sich der letzten Stufe der Dialektik von Kultur und Barbarei gegenüber: nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch, und das frißt auch die Erkenntnis an, die ausspricht, warum es unmöglich ward, heute Gedichte zu schreiben. Der absoluten Verdinglichung, die den Fortschritt des Geistes als eines ihrer Elemente voraussetzte und die ihn heute gänzlich aufzusaugen sich anschickt, ist der kritische Geist nicht gewachsen, solange er bei sich bleibt in selbstgenügsamer Kontemplation.« (Adorno 1977, 30)

literarischer Repräsentation ursächlich verknüpft sehen, eine neuerliche, falsche, remythologisierende Mimesis unterbinden. Eine falsche Mimesis betrieben die Nationalsozialisten mit dem Bild des Semiten, und die Massenkultur mit ihren Ikonen setzte diese Tendenz fort (vgl. Rabinbach, 184 ff.).

Mit »selbstgenügsamer Kontemplation« meint Adorno die bloß vermeintliche Souveränität des urteilenden Subjekts gegenüber dem zu beurteilenden Objekt (Adorno 1977, 11). Auch in Adornos Fall ist die Ursache für sein Verdikt der Zweifel an der Autonomie des Subjekts, das die »Relation zu dem realen Lebensprozeß der Gesellschaft« vergisst (Adorno 1977, 16). Selbst sein eigenes Urteil als Kulturkritiker und Philosoph versieht er mit Zweifel, denn die Erkenntnis sei »angefressen«, was ihn allerdings nicht daran hindert, dabei dogmatisch aufzutreten. Bei aller Widersprüchlichkeit,<sup>7</sup> die Adornos Verdikt eignet, ist jedoch klar, dass es sich nicht nur gegen diejenigen wendet, die immer noch meinen, auf »Geist, Leben, Individuum« (Adorno 1977, 16) als eigenständige Kategorien Bezug nehmen zu können, so als sei der Glaube an metaphysische Werte, der Glaube an den »Bezug auf ein »Anderes«« (Bonheim 2002, 63),<sup>8</sup> an (religiöse) Sinnggebung nicht ein für alle Male zerstört, nun, da nur noch »Verzweiflung und unmäßiges Leiden« (Adorno 1977, 11) übrig seien.

Zwar hält Adorno die Zeit der »theologisch-feudalen Bevormundung« (Adorno 1977, 13) für passé. Aber an die Stelle dieser Bevormundung sei eine andere getreten, die der Kulturkritik, indem sie ihr Objekt: Kultur im weiteren, im engeren Sinne Literatur durchmustere, überblicke, abwäge, auswähle, kurz: beurteile und damit etwas zum Gegenstand mache, was er nach Adornos Auffassung nicht sein will bzw. nicht sein soll. Denn die Daseinsberechtigung der Literatur bestehe darin, Ähnlichkeiten mit der Wirklichkeit zu negieren, sich – wie eine »gegen die Realität gekehrte Spitze des Geistes« – auf die »absolut eigene Substanz« (Adorno 1977, 16) zu konzentrieren, statt eine Unmittelbarkeit des Objekts und Verbundenheit mit ihm wiederherzustellen zu wollen, die nur trügerisch sein könne. Literatur habe im Idealfall die »Idee von Harmo-

7 Zu den Widersprüchen vgl. Bonheim 2002, 9 ff. Sven Kramer weist darauf hin, dass Adornos Wertung des Nationalsozialismus als Barbarei anachronistisch, als Instrument der Analyse untauglich (Kramer 1999, 69) und zudem widersprüchlich sei; denn Adorno nehme »gegen die Barbarei jene Kultur in Anspruch, deren gewaltsame Bestandteile er zuvor oft genug kritisiert hatte« (Kramer 1999, 70). Vgl. aber Claussen 1988. Josh Cohen sieht die Aktualität von Adorno in Bezug auf die Frage der Darstellbarkeit des Holocaust in der Paradoxie, dass »art after Auschwitz represents [...] its own failure to represent« (Cohen 2001, 16).

8 Für Bonheim ist der Verlust dieses Glaubens irreversibel. Wenn aber die Lyrik nach Auschwitz die »Auseinandersetzung zwischen Säkularisierung und dem Beharren auf Transzendenz« (Bonheim 2002, 119) bestimmte, dann kann es, wenn Transzendenz endgültig verabschiedet ist, auch keine Lyrik in diesem Sinne mehr geben. So anregend Bonheims Ausgangsfrage ist, ist seine Antwort doch in dreierlei Hinsicht problematisch: Sie reduziert den Gegenstand der Lyrik nach 1945 auf *ein* Thema. Sie bezieht sich ausschließlich auf Lyrik; dabei wird eben dieses Thema auch in anderen Literaturgattungen behandelt. Und sie findet nur, was sie sucht: die Bestätigung der These einer »Geschichte der literarischen Säkularisierung von der religiös orientierten Selbstreflexion über die thematisierte eigene Irreligiösität hin zu einer nicht mehr thematisierten, weil selbstverständlich gewordenen« (Bonheim 2002, 47). So verwundert nicht, dass Bonheim Paul Celans Lyrik als fortschrittlicher gegenüber der von Nelly Sachs bewertet (vgl. Bonheim 2002, 47). Dunker weist zu Recht darauf hin, dass Adornos Verdikt nur mit Bezug auf Lyrik problematisiert worden sei, nicht aber mit Bezug auf die »Literatur nach Auschwitz insgesamt« (Dunker 2003, 11).

nie negativ« auszudrücken, indem sie den Widerspruch zwischen Idee und »Präention, mit der Wirklichkeit übereinzustimmen«, so Adorno, »rein, unnachgiebig, in seiner innersten Struktur« (Adorno 1977, 27) präge; aber dies könne Literatur heute nicht mehr leisten (vgl. Adorno 1977, 16).

Adornos Verdikt entgegenen die Schriftsteller, und zwar kategorisch (vgl. Bonheim 2002, 7f.), dass auch nach dieser Zäsur Literatur möglich sei, selbst zu diesem Thema.<sup>9</sup> Auch wird weder die von Adorno behauptete »absolute[n] Verdinglichung« (Adorno 1997, 30) des Subjekts als *das* Problem noch die Darstellung des Widerspruchs zwischen der Idee einer harmonischen Einheit von Subjekt und Objekt einerseits und der Wirklichkeit andererseits als *die* Aufgabe bestätigt. Denn an dem Problem, dass »die Abbildlichkeit von Realität zurücktritt«, arbeitet sich die »Literatur der Moderne im 20. Jahrhundert insgesamt«<sup>10</sup> ab. Zur spezifischen Aufgabe wird vielmehr, von Adorno (und nicht nur ihm) als historisch überwunden geltende Werte retten zu wollen angesichts der Dominanz der »Phänomene«, die »wie Hoheitszeichen absoluter Herrschaft dessen, was ist« (Adorno 1977, 29), starren, und als Problem erweist sich die Darstellung der Psyche sowohl der Täter als der Opfer, was Adorno in den *Minima Moralia* sogar selbst betont:<sup>11</sup> Die Opfer des Holocaust verstehen die Täter nicht. Seelische Vorgänge und Handlungen, deren Ursache und Ziel man nicht versteht, lassen sich weder beschreiben noch begrifflich fassen. »Ich habe die Motive der Mörder nie verstanden und verstehe sie auch jetzt noch nicht«, sagt der 1932 in Czernowitz geborene, heute in Jerusalem lebende Schriftsteller Aharon Appelfeld im Interview mit Philipp Roth (vgl. Roth 2004, 39).

Zwar thematisiert die Literatur seit der Antike die Abgründe menschlichen Verhaltens, und sie schreckt selbst davor nicht zurück, scheinbar motivlose, physische wie mentale Grausamkeit von Menschen, ihre mitleidlose Lust, ihre Kälte und Beteiligungslosigkeit als Voyeure der Qualen anderer darzustellen.<sup>12</sup> Aber die nicht nur gedanklich als Möglichkeit durchgespielte, sondern planvoll betriebene Industrialisierung und Durchrationalisierung der Vernichtung einer großen Anzahl verschiedener Bevölkerungsgruppen nur um der Vernichtung willen ist ohne Vergleich. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass die am Holocaust beteiligten Mörder als Gegenstand der Literatur weit weniger vorkommen als die Opfer.<sup>13</sup> Aber auch die den Holocaust Überlebenden bleiben in der Mehrzahl stumm. Um ihnen eine Stimme zu geben,

9 Die Herausgeberinnen der Anthologie *Gedichte nach dem Holocaust* gehen 50 Jahre nach Kriegsende in ihrem Vorwort davon aus, dass Adornos Diktum widerlegt sei (vgl. Blömeke/Wittenberg 1995, 6). Für einen Überblick über die Breite und Vielfalt der Holocaust-Literatur s. Kremer 2003.

10 Dunker bemerkt zu Recht, dass es kein für die Literatur nach Auschwitz spezifisches Problem ist, dass »in ihr die Abbildlichkeit von Realität zurücktritt«. Dieses stellt sich vielmehr »der Literatur der Moderne im 20. Jahrhundert insgesamt«. (Dunker 2003, 15)

11 »Was die Deutschen begangen haben, entzieht sich dem Verständnis, zumal dem psychologischen [...] Dennoch sieht das Bewußtsein, das dem Unsagbaren standhalten möchte, immer wieder auf den Versuch zu begreifen sich zurückgeworfen, wenn es nicht subjektiv dem Wahnsinn verfallen will, der objektiv herrscht«. (Adorno 1982, 131)

12 Vgl. etwa Steintrager 2004; Meumann/Niefanger 1997; Foakes 2003.

13 Sem Dresden erklärt sich den Umstand, weshalb kaum SS-Männer in der Literatur dargestellt sind, damit, daß sie keinen interessanten Stoff abgeben würden. Es fehle jede innere Spannung, die erst durch Komplexität des Charakters entstehe (vgl. Dresden 1997, 216).

schreiben die, die selbst Opfer sind, für Opfer.<sup>14</sup> »Ich war ein Opfer, und ich versuche, Opfer zu verstehen,« so nochmals Appelfeld, mit dem einschränkenden Zusatz: »Das ist ein weites, schwieriges Feld« (Roth 2004, 39). Aber auch die Generation der Überlebenden ist im Schwinden begriffen.<sup>15</sup> Was also lässt sich festhalten? Im Folgenden seien einige markante Beispiele angeführt.

Czesław Miłosz, 1911 im litauischen Wilna geboren, während des Zweiten Weltkriegs konspirativ im Untergrund tätig gegen die deutsche Besatzung, polnischer Nobelpreisträger von 1952 für sein Buch *Verführtes Denken*, will in einem Gedicht, das er 1945 schrieb und mit dem Titel *In Warschau* versah, aus den Trümmern der Kathedrale des Heiligen Johannes nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes im September 1944 zwei Worte, »Gerechtigkeit und Wahrheit«, retten (Miłosz 1979, 16). Gerechtigkeit und Wahrheit lassen sich – nicht nur in Bezug auf die damalige Welt, die in Trümmern liegt – in keiner Weise in der Erfahrung empirisch aufweisen, unterliegen, so zumindest Miłosz, insofern auch nicht der historischen Relativierung; sie sind normativ.<sup>16</sup> Unter derselben Prämisse, dass es ›Wahrheit‹ gibt, auch wenn jeder etwas anderes für wahr halten mag, spricht Jizchak Katzenelson in seinem *Großen Gesang vom jüdischen Volk* im Vierten Gesang die Räder der Güterwaggons an, die in Auschwitz zum Stehen kommen: »Ihr guten Räder, sagt mir bloß / Die Wahrheit ganz. Ich halt sie aus. Dann wein ich auch nicht mehr.« (Katzenelson 1994, 71) Erich Fried fragt: »Zu den Menschen / vom Frieden sprechen / [...] ist das Heuchelei / oder ist das endlich die Wahrheit?« (Fried 1993, Bd. 3, 18) Hans G. Adler schreibt über seine Gedichte aus der Lagerzeit, er habe sie bewusst technisch kompliziert und formal konservativ gestaltet, um »durch Hingabe an zeitlose Werte meine Menschenwürde zu behaupten« (zit. n. Hocheneder 2003, 147).

Ob Miłosz, Katzenelson, Fried oder Adler sich auf Wahrheit und zeitlose Werte beziehen – diese Position gehört angesichts der breiten Diskussion in der Nachkriegszeit um die Relativität moralischer wie allgemeiner Urteile, um die Zeitlichkeit oder Diskursivität von Wahrheit<sup>17</sup> nicht zum *main stream*. Gleichwohl ist die Brisanz der These von der Geschichtlichkeit der Wahrheit, die auch unter den Stichworten ›Defamiliarisierung‹, ›Rekontextualisierung‹ oder ›Narrativisierung‹ erörtert wird (vg. Most 2001, VIII), nicht von der Hand zu weisen. Denn unter der Voraussetzung, jede Entscheidung sei historisch überholbar, ist, wie Reinhard Lauth die Problematik zuspitzt, auch die Entscheidung rechtmäßig aufhebbar, »keine Juden zu vergasen« (Lauth 2002, 5).

Miłosz hatte sich in dem Gedicht geschworen, »nie mehr Klagelieder zu singen«. Denn er sei eigentlich dazu bestimmt, Augenblicke der Freude im Wort festzuhalten, ohne welche die Welt zugrundegehe. »Doch das Weinen Antigones, / Die ihren Bruder sucht, / Ist wahrlich über das Maß / des Erträglichen.« Aber welchem der Leidenden, Namenlosen, an die kein Grabstein erinnere, soll er seine Stimme geben? »Ich kann nichts / Schreiben, weil gleich fünf Hände / Nach meiner Feder greifen / Und ihre

14 So etwa Petra Strasser: »In einer endlos fortschreitenden Erkundung findet und erfindet sich das Kind, der Adoleszente, der Erwachsene und behauptet so allmählich seine Existenz. Die verlorenen Eltern sind nicht weiterhin ausgelöscht, vergessen, sondern erhalten im Suchen, im Nachspüren und im Erinnern eine psychische Präsenz, die auch für die Zukunft unabschließbar bleibt« (Strasser 2004, 141).

15 Damit sind auch bestimmte Weisen des Schreibens nicht mehr möglich (vgl. Dunker 2003, 296f.).

16 Im Unterschied zur Geschichtlichkeit des Rechts; vgl. dazu Kirste 1998.

Geschichte zu schreiben befehlen.« Für die Wahl seines Gegenstandes, der Freude wie des Leids, sind Gerechtigkeit und Wahrheit der Maßstab. Weder wird ein Gedicht unwahr, bloß weil es im Frühling 1945 ein Lächeln festhält, das getragen ist von der Hoffnung auf Neubeginn, ohne das sich nicht leben lasse, so Miłosz, oder weil es von jemandem geschrieben ist, der wie Miłosz überlebt hat, noch wird ein Gedicht wahr, bloß weil es festhält, was ihm die Toten diktieren. Literatur kann, so würde Miłosz Adorno antworten, nach 1945 nicht mehr, so sie das je getan hat, Freude und Feste besingen, sorglos und unbekümmert dem gegenüber, was geschehen ist. Vielmehr hält sie an Freudvollem fest im Angesicht der Verbrechen, die geschehen sind, und das es wiederzufinden gilt, wenn die Ära der Verbrechen nicht perpetuiert werden soll; »denn irgendeine Ordnung, auch Schönheit im Unglück / tun not« (Miłosz 1997, 103).

Indem Miłosz daran festhält, dass über das, was wahr sei, auch gesprochen werden müsse, wendet er sich indirekt gegen Adornos Verdikt. Aus demselben Grund, dass die Toten noch einmal stürben, erhielten sie im Gedächtnis der Überlebenden keinen Ort, hält Axel Dunker es für notwendig, sich von »einer poststrukturalistischen Position, die immer nur auf die Unmöglichkeit von Repräsentation hinausläuft, abzusetzen« (Dunker 2003, 18). Aus beiden Äußerungen, welche von vornherein als reaktionäre Äußerungen zu bezeichnen unqualifiziert wäre, lässt sich der Schluss ziehen, dass die Frage, ob in Literatur nach Auschwitz (noch) Repräsentation möglich ist und wenn ja, Repräsentation wovon, nicht so einfach zu beantworten ist, wie Adorno dies tut.<sup>18</sup>

Mit seiner klaren Abgrenzung gegenüber faktualer Erinnerungsliteratur vertritt Miłosz eine im Kontext der Wahrheitsfrage nach 1945 kontrovers diskutierte Position.<sup>19</sup> Appelfeld antwortet auf die Frage, warum er, seit 1939 als Kind jahrelang elternlos in den Wäldern, gejagt und vor den Deutschen auf der Flucht, bis er 1946 nach Israel emigrierte, niemals einen Überlebensbericht geschrieben habe:

---

17 »Die Geschichtlichkeit der eigenen Rede als Konsequenz der raum-zeitlichen Gebundenheit des sprechenden Subjekts zu ertragen und dies zur erkenntnistheoretischen Achse der eigenen intellektuellen Praxis zu erheben«, so Brieler 1998, 1. – Dies gilt als Prämisse einer »Arbeit am eigenen Ethos« (Brieler 1998, 2), und zwar einer Arbeit am *zeitgemäßen* Ethos als Wissenschaftler. Das Bewußtsein der Geschichtlichkeit – seit dem 18. Jahrhundert ein in den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen für die Methode wie die Gegenstandsbestimmung zentrales Thema – prägt auch die Nachkriegsdiskussion. Symptomatisch hierfür ist die Preisausschreibung der Göttinger Akademie der Wissenschaften 1958 zum Thema *Der Begriff der Geschichtlichkeit, seine geistesgeschichtliche Herkunft und seine philosophischen Quellen*; 1961 wird dieser Preis Gerhard Bauer (Bauer 1963) und Leonhard von Renthe-Fink (Renthe-Fink 1964) zuerkannt. Bauer bestätigt in der Zusammenfassung seiner Untersuchung eine Einsicht, die bereits im 18. Jahrhundert zur *communis opinio* wird: »Das im Wort ›Geschichtlichkeit‹ ausgedrückte Bewußtsein von der schon durch das menschliche Sein gegebenen Zusammengehörigkeit von Mensch und Geschichte hat sich in zweifacher Richtung ausgewirkt: in der *Wesensbestimmung des Menschen* selbst und der seiner Geschichte« (Bauer 1963, 186, meine Hervorhebung). Die Frage, wann das Bewußtsein der Geschichtlichkeit und damit der Zweifel, dass es so etwas wie Wahrheit als Kriterium von Objektivität überhaupt gibt, einsetzen, ob bereits in der Renaissance oder erst im 18. Jahrhundert, wird in der Forschung kontrovers diskutiert; sie kann hier außer acht gelassen werden, da in diesem Zusammenhang nicht das erstmalige Auftreten interessiert, sondern das Phänomen selbst und seine Folgen für die Theorie der Literatur bezüglich ihres Gegenstandes.

18 Zu Repräsentationsstrategien nichtjüdischer Autoren und Autorinnen vgl. Hahn 2004.

19 Vgl. Dunker 2003, 203ff. zur Auseinandersetzung um den Repräsentationsbegriff der konkreten Poesie.



Ich habe nie über die Dinge geschrieben, wie sie tatsächlich passiert sind. [...] Dinge aufzuschreiben, wie sie passiert sind, heißt nur, Sklave der Erinnerung zu sein, die doch nur ein kleines Element des kreativen Prozesses ist. Schöpferisch tätig zu sein aber bedeutet für mich, etwas zu ordnen, zu sortieren, Worte und Tempo zu wählen, die dem Werk angemessen sind. [...] Ich habe mehrfach versucht, »die Geschichte meines Lebens« aufzuschreiben [...] Ich wollte mich getreu an die Realität halten, an das, was wirklich geschehen war, doch der daraus resultierende zeitliche Ablauf ergab ein schwaches Gerüst, und das Ergebnis war eine blasse, keineswegs überzeugende fiktive Geschichte. Was wahr ist, läßt sich am ehesten verfälschen. (Roth 2004, 41)

Appelfeld hält der Wahrheit des Faktischen und authentisch Erlebten eine Wahrheit entgegen, welche nicht seine eigenen, wirklichen Erfahrungen zum Maßstab nimmt, er orientiert sich bei seinem Ordnen und Sortieren – was voraussetzt, dass Ordnung nicht nur überhaupt möglich, sondern für den Schriftsteller sogar eine zentrale Aufgabe ist – an einem anderen Kriterium als dem der Chronologie gelebten bzw. erlittenen Lebens. Die dem literarischen Werk angemessenen Worte und sein Tempo nehmen Maß nicht an historischen Tatsachen, sondern an der Autor-Intention, im Hinblick worauf er ordnet und sortiert. So will Appelfeld am Beispiel eines Badeortes, »wie er überall in Europa existierte«, zeigen, wie es möglich war, dass die Juden, die bis heute als besonders gewitzt, gerissen und clever gälten, sich »mit den allereinfachsten, beinahe kindischen Tricks [...] in Ghettos« (Roth 2004, 39) hätten zusammenreiben lassen. In *Badenheim* – so heißt der Ort – einem »microcosm of the assimilated existence of central European Jews on the eve of the Second World War« (Ramras-Rauch 1994, 136), legt Appelfeld die Ursache dafür offen (vgl. Appelfeld 1982): menschliche »Schwächen« wie »Naivität«, »Blindheit und Taubheit«, eine »obsessive Beschäftigung mit sich selbst«; er nennt sie auch »ein Destillat der Menschlichkeit« (Roth 2004, 40). Appelfeld wählt für seine Analyse zwar ein »ziemlich reales Städtchen« (Roth 2004, 39) als Beispiel, aber was er damit zeigen will, ist allgemeinerer Natur, nämlich wie eine bestimmte Denkweise dazu geführt hat, die Warnsignale nicht rechtzeitig erkannt zu haben, geblieben und in die Falle getappt zu sein, statt zu fliehen.

Auch Uwe Johnson, um ein weiteres markantes Beispiel anzuführen, grenzt sich gegenüber faktualer Erinnerungsliteratur ab. In den *Jahrestagen* antwortet der Schriftsteller der Protagonistin Gesine Cresspahl, die ihn an die Vertragsbedingungen zwischen ihnen beiden erinnert, nämlich ein Jahr ihres Lebens in New York 1967/68, zu beschreiben: Er müsse, um dieses Jahr zu beschreiben, auch erzählen, »was vor dem Jahr war« und »wie es kam zu dem Jahr«; es genüge nicht, das Geschehene akkumulativ oder summativ – beides Begriffe von Johnson an dieser Stelle – nachzuzeichnen, sondern es gehe darum, für den Sinn- und Handlungszusammenhang wichtige Momente auszuwählen.<sup>20</sup> Was Johnson hier betreibt, ist rekonstruktiv tätige Ursachenforschung, die Analyse der für eine bestimmte Handlung bestimmenden Momente, ihre Ordnung und Darstellung im Medium der Literatur. Johnson geht dabei nicht nur davon aus,

---

20 »Zweimal in der Woche seh ich Ginny Carpenter, du führst sie vor ein einziges Mal in zehn Monaten: in einem auffälligen Moment.« – »In einem wichtigen.« »[...] schreib sie öfter hin.« – »Dann könnte verloren gehen, was heute wichtig war an dem Lachen [sc. von Mrs. Carpenter].« – »Jetzt fängst du wieder an mit Quantität und Qualität! *Summier* doch das eine, wenn du das andere willst!« – »Mit *Akkumulation* komm ich bei Mrs. Carpenter bloß zu Mrs. Carpenter. Ich wollte zeigen, daß du deine Abreise vorbereitest. Was du zurückläßt, es soll nicht alles unentbehrlich sein. Etwa Mrs. Carpenter« (Johnson 1988, Bd. 4, 1427, meine Hervorhebungen).

dass es einen Kausalzusammenhang zwischen dem Subjekt, seinen Handlungen und den historischen Folgen gibt, sondern auch, dass sich dieser literarisch darstellen lasse – beides Überzeugungen, die spätestens seit dem 19. Jahrhundert gewöhnlich doch als obsolet gelten (vgl. Kimmich 2002, 135 ff.).

Gesines Mutter Lisbeth, die in der Reichspogromnacht auf den ersten Blick gegen das Regime mutig und in diesem Sinne politisch Widerstand leistet, ist, wie Johnson den Leser schrittweise erkennen lässt, zu dieser Handlung nicht durch ein konkretes Unrecht an den Juden, dessen Zeugin sie wird, veranlasst, sondern durch ein in der streng religiösen Erziehung grundgelegtes generelles Schuldempfinden, das sie sich für alles Schlechte verantwortlich fühlen lässt und sie zu ebenso genereller Sühne zwingt. Gesines Vater Heinrich hingegen, als Regimegegner eingeführt, gewährt einem Juden auf der Flucht keinen Unterschlupf in seinem Haus, was zunächst irritiert, bis sich herausstellt, dass er für die Briten als Spion arbeitet und abwägen muss, welcher Widerstand Priorität hat.

Gesine selbst entscheidet sich nach langem Überlegen und trotz des begründeten Zweifels, ob ihre Kompetenz nicht für rein ökonomische Zwecke missbraucht werde, dafür, während des Prager Frühlings in die Tschechoslowakei zu gehen, um als Angestellte einer amerikanischen Bank zur Verwirklichung einer – so ihre Hoffnung – humanen, demokratischen Variante des Sozialismus beizutragen. Hätte Johnson nicht dargestellt, wie Gesine sich mühsam, aber schrittweise ein differenziertes, für sie mit schmerzhaften Erinnerungen verbundenes und deshalb lange verdrängtes Wissen um den Anteil ihrer Familie im Mecklenburgischen Jerichow an der Schuld der Deutschen gegenüber den Juden während der Herrschaft der Nationalsozialisten erwirbt, wäre der für ihre Entscheidung letztlich Ausschlag gebende Grund, ihren Beitrag im Jetzt der erzählten Zeit zum Gelingen einer besseren Gesellschaft zu leisten, kaum verständlich. Das aber heißt, dass Literatur nach Auschwitz nicht nur nicht von vornherein barbarisch sein muss, sondern dass gerade eine bestimmte Art der Literarisierung der Gräueltaten eine Möglichkeit bieten kann, ohne simple Affirmation verschiedene Handlungsalternativen durchzuspielen.

Die *Jahrestage* sind aber auch kein getreues Abbild der Wirklichkeit beispielsweise von Jerichow während der Nazizeit. Trotz aller so scheinbar realistischen Beschreibung der Kleinstadt, des Landadels, des protestantischen Milieus, trotz der Genauigkeit, mit der Gesine ihr Elternhaus erinnert, so dass ihre Tochter Marie es *en miniature* nachbauen kann, sind diese wie die eingefügten, historisch belegbaren Textausschnitte, etwa aus der *New York Times*, bestimmte Informationen auswählende Sichtweisen, Interpretationen von der äußeren Wirklichkeit, nicht diese selbst. In seinen *Frankfurter Vorlesungen* erläutert Johnson dazu, dass »ein erzählendes Buch ein Modell der Welt anbietet, Geschichten als Beispiele, die Welt in der Version des Verfassers, Lesern vorgelegt zum unterhaltsamen Vergleichen mit ihrer eigenen Version. Eine Art Information, in der Form von Erzählung, wahrscheinlich weit weniger wirklich als die regelrechte Nachricht« (Johnson 1992, 327). Was aber meint Johnson mit ›Modell‹? Da es nicht um Wiedergabe von Wirklichkeit geht, kann ›Modell‹ weder Nachbildung in kleinerem Maßstab noch vereinfachende Darstellung des Ablaufs eines Sachverhaltes meinen, sondern nur etwas in der Art eines Musters, Vorbildes, Typs.<sup>21</sup> Das aber heißt: etwas Allgemeines gegenüber der aus Einzelheiten bestehenden Wirklichkeit.

Ob das von Johnson Dargestellte aber diesem Anspruch überhaupt gerecht wird, kann erst der Vergleich zeigen, zu dem Johnson den Leser aufruft. Der Leser wiederum

ist zu einem derartigen Urteil, wenn er nicht einfach zwei Versionen, Johnsons Version und seine eigene, vergleichen, sondern auch deren Wirklichkeitsgehalt beurteilen will, nur in der Lage, wenn er ein Kriterium hat, in Bezug worauf er vergleicht: das der Wahrheit. Welcher Wahrheit aber? Sicherlich nicht der historischen. Denn dann ließe sich fragen, warum Johnson nur die Reichspogromnacht ausführlich thematisiert. Ferner wäre die Gewichtung historischer Fakten kritisch zu befragen, wenn Johnson die KZs der Nazi-Zeit nicht eigens beschreibt, sondern lediglich physische und psychische Folgen dort Inhaftierter knapp erwähnt, und wenn das KZ Fünfeichen nur in der Nutzung durch die Sowjets nach der Befreiung durch diese vorkommt, wenn schließlich dieses KZ nur so viel Kontur erhält, wie für das Verständnis der Handlungen von Gesines Vater, Heinrich Cresspahl, nötig ist: Durch die Erfahrung, die er dort macht, kehrt er, wie Gesine sich erinnert, als innerlich gebrochener Mann heim.

Statt historischer Wahrheit scheint in allen drei Fällen das Kriterium die Wahrheit einer bestimmten Realität durch dargestellte Handlung zu sein, insofern diese plausible Schlüsse auf den jeweiligen Charakter zulässt. Weder meint ›Realität‹ hier äußere Wirklichkeit, noch ist ihr Verhältnis zur Handlung rein formaler, also inhaltlich indifferenter Natur, wie etwa gemäß den Wahrheitstheorien der Kohärenz bzw. Konsistenz (vgl. Skirbekk 2001). Nur jemand, der sich wie Gesine der (Mit)Schuld an der Vernichtung der Juden stellt, forscht skrupulös in der Erinnerung nach Ursachen, Versäumnissen, nach Mittäterschaft.

Eben diese beiden Theorien aber, die der Korrespondenz einerseits, der Kohärenz andererseits, stehen in der Literaturtheorie gegenwärtig als Alternativen zur Disposition.<sup>22</sup> Hayden White beispielsweise kritisiert die Korrespondenztheorie und meint damit die Übereinstimmung zwischen Vorstellung und äußerer Wirklichkeit als Wahrheitskriterium, an deren Stelle er die formale Kohärenz der Erzählstruktur setzt (vgl. White 1986, 7ff. u. 78). Formale Kohärenz als Wahrheitskriterium erscheint in seiner Argumentation als Folge der Einsicht in das Scheitern der Korrespondenztheorie. Doch verabschiedet er sich von Realität im Sinne äußerer Wirklichkeit als Wahrheitskriterium nur vorübergehend. Obwohl White mit dem »empiristische[n] Vorurteil« aufräumen will, kommt für ihn keine andere Realität als die konkrete Wirklichkeit faktisch nachweisbarer Ereignisse, »die einem bestimmten raum-zeitlichen Ort zugewie-

21 Rae-Hyeon Kim verwendet auch in Bezug auf Musil den Begriff ›Modell‹ und meint damit »nicht ein Modell, das die vorgegebene Wirklichkeit in einem verkleinerten Maß nachbildet, sondern [...] das aufgrund der Sprache funktioniert und somit in eigener Weise die Wirklichkeit strukturell erfaßt« (Kim 1986, 87). Literatur habe nicht nur »deiktische Funktion« (Kim 1986, 88) – eine Feststellung, die angesichts der Bekanntheit dieser Position seit der Antike banal und für Musil insofern nicht spezifisch ist. Worauf sich Literatur aber dann bezieht, wenn sie nicht bloß kopiert, d.h. in welcher Hinsicht sie Wirklichkeit übersteigt, in diesem Punkt bestehen, ebenfalls seit der Antike, grundsätzlich differente Auffassungen. Dazu im Folgenden genauer.

22 Vgl. etwa: »Der traditionelle Sprachgebrauch setzt voraus, daß Wahrheit und Wirklichkeit weitestgehend identisch sind. [...] Dennoch kann man Wahrheit auch als ein Produkt des menschlichen Geistes betrachten, das der Wirklichkeit in der Hoffnung übergestülpt wird, daß diese darin völlig aufgeht oder aber daß beide zumindest perfekt miteinander korrespondieren. Dies könnte bedeuten, daß Dokumente keine gegebenen Tatsachen sind, sondern daß sie erst, zugunsten einer auf Wahrheit abzielenden Theorie, zu Dokumenten gemacht werden.« (Dresden 1997, 48)

sen werden können« und »im Prinzip beobachtbar sind oder wahrnehmbar sind (oder waren)« (White 1986, 145), in den Blick, und auf der Ebene des Diskurses wird die Korrespondenztheorie wieder rehabilitiert: »[...] der Diskurs, in *seiner* Gesamtheit als Abbild einer bestimmten Realität genommen, steht in einer Beziehung der Korrespondenz zu dem, dessen Abbild (image) er ist« (White 1986, 146). Und in dieser Hinsicht konvergierten literarische Texte mit historiographischen: »Beide möchten ein sprachliches Abbild (image) von der ›Wirklichkeit‹ geben« (White 1986, 145).

›Wahr‹ weder im Sinne der Korrespondenz noch im Sinne der Kohärenz, sondern ›wahr‹ im Sinne von Johnsons *Jahrestagen* ist aber, um ein weiteres Beispiel zu nennen, auch der *Kapo* von Aleksandar Tišma. Zwar stellt Tišma, anders als Johnson in den *Jahrestagen*, in der Erinnerung das Grauen der Vernichtung der Juden von Novi Sad in einer Sinnlichkeit, die brutal ist, wieder her, indem er die gewaltsamen Handlungen eines Kapo einzeln und Moment für Moment hinter einander reiht und summiert.<sup>23</sup> Er bezweckt damit aber nicht die Herstellung einer (scheinbar) unmittelbaren Realität von authentisch Erlebtem; die erzählerisch einzelne Handlungsmomente nachvollziehende Beschreibung von sinnlich Wahrgenommenem und deren Wiederholung ist vielmehr eine Konstruktion. Sie zielt darauf ab, Anhaltspunkte – so weit in diesem Fall überhaupt möglich – für das Verständnis eines Menschen zu geben, der ein Verbrecher ist. Indem Tišma die Art und Weise, wie der Kapo wahrnimmt, beschreibt, legt er den Schluss auf einen geistig und seelisch verkümmerten, grausamen, gefühl- wie mitleidlosen Voyeur von äußerst begrenztem Wahrnehmungs- und Reflexionsvermögen nahe.

Nur auf den ersten Blick ist dieses beschreibende Erzählen indifferent gegenüber Werten wie Gerechtigkeit und Wertungen wie Schuld. Der Kapo konfrontiert sich selbst »mit der eigenen unverzeihlichen Schuld« (Tišma 1997, 45), auch wenn niemand ihn anklagt, er niemals vor Gericht stehen wird. Tišma zeigt, dass auch nach so Schrecklichem, was Menschen einander angetan haben, das dem Menschen auch Mögliche: sein Mensch-Sein zu verwirklichen und ihm gemäß zu handeln, und sei es nur *ex negativo*, ein Thema der Literatur bleibt.

Dass Literatur etwas Anderes zum Gegenstand habe als das bloß Faktische – diesen Gedanken führt Czesław Miłosz in *Verführtes Denken* weiter aus:

Die Phantasie des Romanschriftstellers gestaltet die Menschen, die er beobachtet hat, oftmals um: Er verdichtet die Farben, er hebt unter den vielen psychischen Zügen jene hervor, die für den Helden die charakteristischsten sind. Wenn ein Schriftsteller getreu das darstellen will, was wirklich ist, merkt er bald, daß die Ungenauigkeit die größte Genauigkeit ist [...]. (Miłosz 1980, 169)

Auch Miłosz spricht von Verdichtung, Hervorhebung und davon, dass es gelte, Wirklichkeit umzugestalten um einer Genauigkeit willen, die nicht empirischer Natur sei. Zwar macht Miłosz »die Wirklichkeit« einerseits zum »Prüfstein aller Literatur« (Miłosz 1980, 230), andererseits meint er, dass der »Geist ausdrücke, was ihm als Wahrheit« erscheine und er sich dabei auf etwas stützen müsse, was »außerhalb der Wandelbarkeit menschlicher Dinge« (Miłosz 1980, 213) stehe. Zum einen wird klar, dass die von Miłosz gemeinte Wirklichkeit nicht bloße, sinnlich wahrnehmbare Realität ist, auch wenn Miłosz eine wesentliche Qualität der Literatur in sinnlicher Anschaulichkeit sieht

23 Zu Tišmas Erzählweise vgl. Scherpe 2004.

(vgl. Miłosz 1980, 169). Zum anderen ist deutlich, dass für Miłosz Normatives, das weder in der Erfahrung gegeben noch subjektiv gesetzt ist, mit im Spiel ist, wenn es um die Frage geht, was Literatur zur Literatur macht.

Dass das Beharren auf Normativem wie Wahrheit und Gerechtigkeit mehrheitlich für die gesamte Literatur über den Holocaust gelte, betont Sem Dresden. Er sieht die Darstellung menschlichen Verhaltens, »was Menschen einander antun und was sie erleiden können« (Dresden 1997, 26), und die damit verbundenen ethischen Probleme, d.h. Handlungen von Menschen in existentieller Grenzsituation, als *das* zentrale Thema der Literatur über den Holocaust an. Zwar gäben auch Augenzeugen- oder Tatsachenberichte davon Kenntnis. Diese unterschieden sich aber nicht durch größere Objektivität. Unter der Voraussetzung eines Wahrheitsbegriffs, der von der Korrespondenz zwischen »Wahrheit und Wirklichkeit«, d.h. der Vorstellung und der äußeren Welt ausgehe, werde deutlich, dass selbst ein so genannter Tatsachenbericht »nicht alle Erwartungen erfüllt, die man berechtigterweise zu hegen pflegt« (Dresden 1997, 48). Da »Schreiben immer bedeutet, eine Auswahl zu treffen« (Dresden 1997, 49), gilt Dresden als Spezifikum der Literatur im Unterschied zum dokumentarischen Bericht, der nur auf den ersten Blick der ›Wirklichkeit‹ des authentisch Erlebtem näher komme, aber auch nicht die Fiktionalität, sondern die *Auswahl* der Realia in Bezug auf das, was Holocaust-Literatur zeige: menschliches Verhalten in ethischen Grenzsituationen im Sinne von Exemplarität. So formuliert Dresden vorsichtig: »Es könnte eine Eigenschaft literarischer Beschreibung sein, daß ein Individuum es selbst bleibt und gleichzeitig typisch, d.h. allgemeingültig wird.« (Dresden 1997, 60) Und er spricht davon, dass die Schriftsteller nicht *die* Wirklichkeit widerspiegeln, sondern »ihre persönliche Wirklichkeit« (Dresden 1997, 52); an die Stelle historischer Wirklichkeit trete »eine nicht weniger wahre Wirklichkeit anderer Art« (Dresden 1997, 59); diese nicht weniger wahre Wirklichkeit anderer Art habe eine Tendenz zur »Generalisierung« (Dresden 1997, 61).

Um diese nicht weniger wahre Wirklichkeit, die persönliche Wirklichkeit, zu zeigen, sei es, so Jorge Semprun, durchaus legitim, sich der Fiktionalität zu bedienen. Bei der Konzeption seines Buches *Die großen Reise*, die in Buchenwald endet,

erfand [ich] den Jungen aus Semur, damit er mir im Waggon Gesellschaft leiste. In der Fiktion haben wir diese Reise gemeinsam gemacht, in der Wirklichkeit habe ich auf diese Weise meine Einsamkeit ausgelöscht. Wozu Bücher schreiben, wenn man die Wahrheit nicht erfindet? Oder, noch besser, die Wahrscheinlichkeit? (Semprun 2002, 152)

Aber die Darstellung dieser nicht weniger wahren, der persönlichen Wahrheit bedeutet für den Schriftsteller eine Herausforderung, denn er tritt damit aus einer Welt, die sich trotz ihrer Relativität »als die absolute und einzige Wirklichkeit offeriert«:

Wer aus dieser Welt austritt, verliert sein Zuhause. Er verliert sein Schlupfloch [...]. Er begibt sich, wenn auch nur im symbolischen Sinn, auf eine Wanderschaft, von der er nicht weiß, wohin sie ihn führt, nur eines ist gewiß: immer weiter fort von jedem möglichen Zuhause, jeder möglichen Zuflucht. (Kertész 2003, 94)

Ob Miłosz, Johnson, Tišma oder Appelfeld: Sie alle beziehen sich auf eine Wirklichkeit jenseits des rein äußerlich Erfahrbaren und in der Vorstellung Erinnerbaren. Insofern trifft sie nicht die Kritik derer, die den Gegenstand im Sinne einer in der Vorstellung gegebenen Objektivität als naiv und historisch widerlegt auflösen. Aber sie sind als Gegenposition zu denen zu begreifen, die meinen, dass dadurch, dass der Glaube an

eine Wirklichkeit im Sinne eines in der Vorstellung objektiv Gegebenen endgültig verabschiedet sei, der weiterreichende Schluss zu ziehen sei, es gebe deshalb überhaupt keinen Gegenstand der Literatur. Denn das würde nur dann gelten, wenn Literatur ansonsten überhaupt in der Wiedergabe oder Nachahmung des Wirklichen aufginge.

Die Forschung zur Literatur nach dem Holocaust hat auf differenzierte Weise gezeigt, mit welcher Vielfalt an sprachlichen Mitteln Schriftsteller sich einer Erfahrung zu nähern versucht haben, die eigentlich nicht erzählbar ist, als Trauma verdrängt, als Wirklichkeit sinnlos, als Wahrheit unbegreifbar. Zu diesen Mitteln zählen die Konstruktion traumatischer Orte, die »in sich Auschwitz ›symptomhaft‹ inkorporieren: die Verschiebung in den Subtext, die Konnotation, die assoziativ den Holocaust in neutrale Gegenstände hineinzieht« (Dunker 2003, 289), die Verwendung rhetorischer Figuren wie der absoluten Metapher und der Metonymie u. a. m. (vgl. Dunker 2003, 290 ff.). Diese Vielfalt an sprachlichen Mitteln zeugt von einem hohen Grad an Problembewusstsein gegenüber einer Mimesis des Wirklichen.

Gegen den – zugegebenermaßen – platten Nachahmungsbegriff, gegen eine beispielsweise von Horaz, einem hierfür maßgeblichen Ursprung, formulierte Forderung einer *repraesentatio* dessen, was ist, hat sich mit gutem Grund sowohl die Literaturtheorie selbst wie die literarische Praxis immer wieder gewandt, ohne allerdings seit der Frühen Neuzeit den dieser Forderung zugrunde liegenden Wirklichkeitsbegriff im Grundsätzlichen in Frage zu stellen. So erklärt sich, dass nicht erst etwa seit der Romantik, dem Sturm und Drang oder eben seit 1945, sondern bereits seit der Frühen Neuzeit als Alternative zur Nachahmung eines in der Vorstellung gegebenen Wirklichen nur die Fiktion diskutiert und üblicherweise als genuine Entdeckung der Neuzeit verstanden worden ist, ja nach wie vor wird. Teilt man diese Voraussetzung, dann liegt der Schluss nahe, die Literatur der Vormoderne habe den Unterschied zwischen Realität und Fiktion noch nicht gekannt – ein Urteil, das heute freilich als hinreichend widerlegt gelten kann (vgl. Haug 1985; speziell: Haas 1996). Aus dem Blick aber geriet dabei auch, und das ist bislang, so weit ich sehe, kaum im Kontext des gegenwärtigen Problems der Literaturtheorie mit ihrem Gegenstand gesehen worden, dass sich Literatur noch auf ein anderes Konzept von Wirklichkeit als die in der Vorstellung gegebene beziehen kann. Wenn aber als Alternative zur Nachahmung eines in der Vorstellung gegebenen Wirklichen nur die Fiktion denkbar ist, dann ist der gegen die Literatur immer wieder erhobene Vorwurf des bloß subjektiv Wahren und damit eher Unwahren unabweisbar. Ebenso unabweisbar ist jedoch, dass es immer wieder dieselbe Kritik an dieser bloßen Fiktionalität ist, die seit Jahrhunderten geradezu schematisch wiederholt wird.

Unwahr zu sein – dies würde sich kein Schriftsteller vorwerfen lassen wollen, der sich einen Gegenstand wählt, mit dem eigene existentielle Erfahrungen verbunden sind, die eine der Sache angemessene Darstellung verlangen. Bei denjenigen, die sich beispielsweise zum Holocaust aufgrund eigener Erfahrungen äußern, hat ein Übergang von der bloßen Imagination (*phantasia*) zum Dafürhalten (*doxa*) stattgefunden.<sup>24</sup> Alle, die wirklich etwas erlebt haben, stehen der Auffassung fern, dass alles beliebig, alles erlaubt sei, dass es keinen Sinn mache, zwischen gut und böse zu unterscheiden. Wer wirklich schon durch das Feuer gegangen ist, weiß, dass es heiß ist, und sinniert nicht mehr darüber, dass es vielleicht schön sein könnte, im Feuer zu leben.

---

24 Diese Unterscheidung trifft Aristoteles in *De anima*.

Für die Beantwortung der Frage, was mit dieser der Sache angemessenen Darstellung gemeint sein könnte, geben die Äußerungen von Johnson, Tišma, Miłosz und Appelfeld erste Anhaltspunkte. Denn sie bringen bei der Frage nach dem Gegenstand der Literatur noch ein Drittes neben der bloßer Wiedergabe der Realität einerseits oder subjektiver Fiktion andererseits ins Spiel, sie widerlegen die apodiktische Leugnung eines Gegenstandes in der Literaturtheorie der Gegenwart durch ihre eigenen literarischen Werke und mahnen damit indirekt zur Vorsicht gegenüber der Annahme, geistesgeschichtliche Prozesse, wozu auch die Auflösung des Gegenstandes der Literatur zählt, seien unumgänglich und irreversibel.

Um zur Ausgangsfrage zurückzukommen, ob die Literatur heute überhaupt noch einen Gegenstand haben könne: Meine Antwort geht dahin, dass eine generelle Verneinung, wie sie das Gros der gegenwärtigen Literaturtheorie aus verschiedenen Gründen vornimmt, so umstandslos nicht haltbar ist (vgl. Zeuch 2004, 9 ff.). Wäre das tatsächlich so, wären die zitierten Autoren von vornherein und apodiktisch zu schlechten Schriftstellern erklärt, die ihre Aufgabe nicht verstanden hätten. Vielmehr bedürfte es einer genauen Prüfung der Argumente des Pro und Contra, der Ursachen, die für die verneinende Haltung der Literaturtheorie der Gegenwart verantwortlich sind sowie der Prämissen dieser Ursachen. Erst dann wären die Voraussetzungen dafür geschaffen, sich dieser Frage systematisch zuzuwenden, über die weiter nachzudenken meine Überlegungen als Anregung dienen wollen.

## Literatur

- Adorno, Theodor W.: Kulturkritik und Gesellschaft. In: Ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 10/1, hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M. 1977, 11-30. [Adorno 1977]
- Adorno, Theodor W.: *Minima Moralia*. Frankfurt a.M. 1982. [Adorno 1982]
- Appelfeld, Aharon: Badenheim. Roman. Berlin 1982. [Appelfeld 1982]
- Assmann, Aleida: Persönliche Erinnerung und kollektives Gedächtnis in Deutschland nach 1945. In: Mauser, Wolfram u. Joachim Pfeiffer: *Freiburger Literaturpsychologische Gespräche. Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*, Bd. 23. Würzburg 2004, 81-91. [Assmann 2004]
- Baßler, Moritz u. Ewoit van der Knaap (Hg.): *Die (k)alte Sachlichkeit. Herkunft und Wirkungen eines Konzepts*. Würzburg 2004. [Baßler/van der Knaap 2004]
- Bauer, Gerhard: *Geschichtlichkeit. Wege und Irrwege eines Begriffs*. Berlin 1963. [Bauer 1963]
- Blömeke Johanna u. Hildegard Wittenberg (Hg.): *Gedichte nach dem Holocaust*. Stuttgart u.a. 1995. [Blömeke/Wittenberg 1995]
- Bonheim, Günther: Versuch zu zeigen, daß Adorno mit seiner Behauptung, nach Auschwitz lasse sich kein Gedicht mehr schreiben, recht hatte. Würzburg 2002. [Bonheim 2002]
- Brieler, Ulrich: *Die Unerbittlichkeit der Historizität. Foucault als Historiker*. Köln u.a. 1998. [Brieler 1998]
- Claussen, Detlev: Nach Auschwitz. Ein Essay über die Aktualität Adornos. In: Diner, Dan (Hg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Frankfurt a.M. 1988, 54-68. [Claussen 1988]
- Cohen, Josh: *Dialectic of Entanglement: Adorno, Auschwitz, and the Contradictions of Representation*. In: Briel, Holger u. Andreas Kramer (Hg.): *In Practice. Adorno, Critical Theory and Cultural Studies*. New York/Oxford 2001, 15-28. [Cohen 2001]

- Dieckmann, Dorothea: Der blinde Fleck im Roman. Die Literatur lässt sich keine Vorschriften machen. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 19./20. November 2005, 45. [Dieckmann 2005]
- Dresden, Sem: *Holocaust und Literatur. Essay*. Frankfurt a.M. 1997. [Dresden 1997]
- Dunker, Axel: *Die anwesende Abwesenheit. Literatur im Schatten von Auschwitz*. München 2003. [Dunker 2003]
- Fluck, Winfried: Funktionsgeschichte und ästhetische Erfahrung In: Gymnich, Marion u. Ansgar Nünning (Hg.): *Funktionen von Literatur. Theoretische Grundlagen und Modellinterpretationen*. Trier 2005, 29–53. [Fluck 2005]
- Foakes, Reginald A.: *Shakespeare and Violence*. Cambridge 2003. [Foakes 2003]
- Fried, Erich: *Gesammelte Werke*. Berlin 1993. [Fried 1993]
- Haas, Alois M.: *Geschichte und Fiktionalität in mystischen Schriften*. In: Scherer, Gabriela u. Beatrice Wehrli (Hg.): *Wahrheit und Wort. Festschrift für Rolf Tarot zum 65. Geburtstag*. Bern u.a. 1996, 175–200. [Haas 1996]
- Hahn, Hans-Joachim: *Repräsentationen des Holocaust. Zur westdeutschen Erinnerungskultur seit 1979*. Heidelberg 2004. [Hahn 2004]
- Haug, Walter: *Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts*. Darmstadt 1985. [Haug 1985]
- Hocheneder, Franz: *Erinnern an die Shoah und die Literatur des Überlebenden H.G. Adler (1910–1988)*. In: Schmitz, Walter (Hg.): *Erinnerte Shoah. Die Literatur der Überlebenden/The Shoah Remembered. Literature of the Survivors*. Dresden 2003, 137–152. [Hocheneder 2003]
- Jahraus, Oliver: *Literaturtheorie. Theoretische und methodische Grundlagen der Literaturwissenschaft*. Tübingen u.a. 2004. [Jahraus 2004]
- Johnson, Uwe: *Jahrestage. Aus dem Leben der Gesine Cresspahl*. Frankfurt a.M. 1988. [Johnson 1988]
- Johnson, Uwe: *Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen*. Frankfurt a.M. 1992. [Johnson 1992]
- Katzenelson, Jizchak: *Dos lied vunem ojsgehargetn jidischn volk. Großer Gesang vom ausgerotteten jüdischen Volk*. Köln 1994. [Katzenelson 1994]
- Kertész, Imre: *Die exilierte Sprache. Essays und Reden*. Frankfurt a.M. 2003. [Kertész 2003]
- Kim, Rae-Hyeon: *Robert Musil. Poetologische Reflexionen zur Geschichtlichkeit der Literatur*. Bonn 1986. [Kim 1986]
- Kimmich, Dorothee: *Wirklichkeit als Konstruktion. Studien zu Geschichte und Geschichtlichkeit bei Heine, Büchner, Immermann, Stendhal, Keller und Flaubert*. München 2002. [Kimmich 2002]
- Kirste, Stephan: *Die Zeitlichkeit des positiven Rechts und die Geschichtlichkeit des Rechtsbewußtseins. Momente der Ideengeschichte und Grundzüge einer systematischen Begründung*. Berlin 1998. [Kirste 1998]
- Kramer, Sven: *Auschwitz im Widerstreit. Zur Darstellung der Shoah in Film, Philosophie und Literatur*. Wiesbaden 1999. [Kramer 1999]
- Kremer, S. Lillian (Hg.): *Holocaust Literature. An Encyclopedia of Writers and their Work*. 2 Bde. New York/London 2003. [Kremer 2003]
- Lauth, Reinhard: *Die absolute Ungeschichtlichkeit der Wahrheit*. München <sup>2</sup>2002. [Lauth 2002]
- Löwenthal, Leo: *Individuum und Terror*. In: Diner, Dan (Hg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*. Frankfurt a.M. 1988, 15–25. [Löwenthal 1988]
- Meumann, Markus u. Dirk Niefanger (Hg.): *Ein Schauplatz herber Angst. Wahrnehmung und Darstellung von Gewalt im 17. Jahrhundert*. Göttingen 1997. [Meumann/Niefanger 1997]
- Miłosz, Czesław: *Verführtes Denken*. Frankfurt a.M. <sup>2</sup>1980. [Miłosz 1980]
- Miłosz, Czesław: *Zeichen im Dunkel. Poesie und Poetik*. Frankfurt a.M. 1979. [Miłosz 1979]
- Most, Glenn W. (Hg.): *Historicization – Historisierung*. Göttingen 2001. [Most 2001]



- Rabinbach, Anson: *In the Shadow of Catastrophe. German Intellectuals between Apocalypse and Enlightenment*. Berkeley u.a. 2000. [Rabinbach 2000]
- Ramras-Rauch, Gila: *Aharon Appelfeld. The Holocaust and beyond*. Bloomington (Ind.) u.a. 1994. [Ramras-Rauch 1994]
- Renthe-Fink von, Leonhard: *Geschichtlichkeit. Ihr terminologischer und begrifflicher Ursprung bei Hegel, Haym, Dilthey und Yorck*. Göttingen 1964. [Renthe-Fink 1964]
- Roche, Mark William: *Why Literature Matters in the 21<sup>st</sup> Century*. New Haven u.a. 2004. [Roche 2004]
- Roth, Philip: *Shop Talk. Ein Schriftsteller, seine Kollegen und ihr Werk*. München/Wien 2004. [Roth 2004]
- Scherpe, Klaus R.: »Geballte Nicht-Existenz«. Die Judenvernichtung von Novi Sad in Aleksandar Tišmas erzählerischem Verfahren. In: Baßler, Moritz u. Ewoit van der Knaap (Hg.): *Die (k)alte Sachlichkeit. Herkunft und Wirkungen eines Konzepts*. Würzburg 2004, 255-262. [Scherpe 2004]
- Schmitz, Walter (Hg.): *Erinnerte Shoah. Die Literatur der Überlebenden/The Shoah Remembered. Literature of the Survivors*. Dresden 2003. [Schmitz 2003]
- Seeber, Hans Ulrich: *Funktionen der Literatur im Prozess der Modernisierung*. In: Gymnich, Marion u. Ansgar Nünning (Hg.): *Funktionen von Literatur. Theoretische Grundlagen und Modellinterpretationen*. Trier 2005, 79-97. [Seeber 2005]
- Semprun, Jorge: *Der Tote mit meinem Namen*. Frankfurt a.M. 2002. [Semprun 2002]
- Senser, Armin: *Von der Ewigkeit in die Zukunft. Das Schicksal der Literatur*. In: Sorg, Reto u.a. (Hg.): *Zukunft der Literatur - Literatur der Zukunft. Gegenwartsliteratur und Literaturwissenschaft*. München 2003, 197-207. [Senser 2003]
- Skirbekk, Gunnar: *Wahrheitstheorien. Eine Auswahl aus den Diskussionen über Wahrheit im 20. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. 2001. [Skirbekk 2001]
- Steintrager, James A.: *Cruel Delight. Enlightenment Culture and the Inhuman*. Bloomington (Ind.) u.a. 2004. [Steintrager 2004]
- Strasser, Petra: *Blick zurück in die Zukunft. Erinnerung unter dem Aspekt der »Nachträglichkeit«*. Austerlitz - W.G. Sebalds Erinnerung durch Raum und Zeit. In: *Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse* 23 (2004), 137-149. [Strasser 2004]
- Tišma, Alexandar: *Kapo*. München 1997. [Tišma 1997]
- White, Hayden: *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*. Stuttgart 1986. [White 1986]
- Zeuch, Ulrike: *Historische Bestimmungen des Gegenstandes der Literatur und der literaturtheoretische Diskurs der Gegenwart*. In: Schönert, Jörg u. Ulrike Zeuch (Hg.): *Mimesis - Repräsentation - Imagination. Literaturtheoretische Positionen von Aristoteles bis zum Ende des 18. Jahrhunderts*. Berlin/New York 2004, 9-29. [Zeuch 2004]